

Offener Schreibbrief von Lizzie Hansfengel.



No. 118. Geht mich doch mit die ganze Krähme! Jes, es ist ja e ganz schönes Fest, awmer was hot mer auch for en Batter mit!

Well, die Fei-daag sind gahn un fort un so is mei Geld. Es war alles noch gut genug, wann mer mit den Geld noch all die Leit sattisfeide deht; awmer do spend mer sei Geld un dann fängt die Kidererei an. Der Phillipp wo mein Hosband is, der hot e Sultze kriegt un e Diftertut un e ganz Vatt Neddeis un die Krids hen ihre Bennies zusammengegeschmisse un hen ihn e neie Schnuffbaas tauf, for daß er in jeden Kriht eing hawwe kann. Un wisse Se, was er gesagt hot? Das is alles Nonfenz, hot er gesagt, mei Sult un mei Rutt, die ware noch plentie gut; e Tei hen ich auch mit gebraucht, bitahs ich gehn doch an kein annere Plaz, als wie zu den Wedesweiler un do brauch ich immerhaupt tei Nedde, do sin ich so gut wie heim.

Was awmer die Schnuffbaas anbetrefe, do dahn ich auch keine Respekti-ber sehn. Wann Zhr e wenig mer for euern Pa imorig hätt, dann deht ihr mei Schnuffbaas in mein Weind kahl, wann ich e annere Rutt anziehe, for daß ich in keine Verlegenheit komme duhn. Zhr wollt awmer mit die neue Baas bios euere Faulheit unnerstue un das is all was Zhr wollt. Sehn Se, so hot der Phill gefagt. Soll sich do e Frau un Familienmutter nit Kragn, wann se ihre Duttie so schön gedahn hot, un se muß dann so ebbes deht? Die Krids den's off Kohrs nit besser gemacht. Zhr hen e ganze Vatt Geld spend for die Kunne, awmer Se hätte nor emol die Fehes sehr so-le, wo se geschnitte hen. Der Johnie hot e Schüttinggalerie gewollt. Ahl-recht, hen ich gedent, es macht ja nids aus, was es is un hen eine getauf for sechs Schilling. Wie er se gefehn hot, do hot er awmer angeiwie. Er hot gefagt, warum ich ihn keine Bennie-monn getauf hätt, do hätt ich doch wenigstens vier Bennies seffe könne. Das Ding da, wie gut for natings un wann die annere Krids das sehn deht, dann hätte se den Vahf an ihn. O, mei, was hen ich mich geirgt! Der Bennie der is immer treifich for Buds un do hen ich ihn e arig schönes Buch getauf; es hot en Rowider gehabt, der war auteif, off Kohrs, was in den Bud geprint war, do hen ich nit nach gedukt. Wie er das Bud gefehn hot, do hot er mich gefragt, was die Mütter mit mich war. In den Bud do war das große Einmaleins drin, ob ich mehbie dehte, er war e Behbie. Sehn Se, do hot der Feller auch schon eins von die neie Buds hen wolle, wo doch gar nids for Kinner is! Den Weg is es ahlerand gange. D, ich sin so mähd gewese, daß ich am Liebste die ganze Gäng gepuend hätt. Am Krähme-Dwond hen mer off Kohrs Beschierung gehabt. Zhr hen en arig schöne Krähmeziele uffgefickt gehabt un dabe sin die Dinger dießmal so verdorff ekpennief gewese. Awmer ich hen nids drum gewisse; ich hen gedent, wann mer sein Trie hot, dann is auch keine Krähme un immerhaupt, ich gleiche meißelst en Trie zu hawwe. Well, es is alles rettig gewese un die Krids hen schon for e Stund in den Sittetrum gehobt un hen gewart bis ich die Parlordieht uffmade deht. Zhr sin rettig gewese, awmer ich hen noch for den Phillipp gewart. Er hot noch emol schnell zu den Wedesweiler gemitt, bitahs er hot ebbes veresse gehabt. Zhr hen schür gehent, er hätt mei Krähmeppresent mehbie bei den Wedesweiler hingelegt un er wollt's seht hote. For den Krieten hen ich auch nit gefelt, wie er noch emol fort is. Wann ich nor gewist hätt, was er mich gewisse hot! Wiße Se, sonst hot der Phillipp nie nit ebbes fikret halte könne un ich hen immer schon e paar Woche befor Krähme ausgefunne, was ich zu edkpete hätt, awmer dießmal, da hat er kein Wort gesagt un do hen ich off Kohrs ebbes seines edkpetet, wo er mich mit hat surprise wolle. Die Krids sin von den lange Warte ganz teiert geworde un ich hen se auch nit blieme könne. Zhr sit zu se in den Sittetrum un uff emol is die Frontdoör uff-gange. Aha, hen ich gedent, seht komme mei Present. Es muß ebbes schmeres gewese sei, bitahs es hot so gefaund, als wann e ganze Lohd in gas Haus gebracht deht wer'n. Zhr hen emol die Dieht enaus gedukt; schür Ding es is der Phill gewese un er is reiteweg in den Parlor gange von die Hahlaus. Zhr hen ich die Krids in den Parlor gekomme un hen dei Trie gefelt. Der Phill hot in den Mittel von den Krids gekaune un do hen ich auch gefehn, was es for e Lohd gewese is, wo er mich mitgebracht hot: Ei tell juh, er hot en Duft gehabt, der war auteif! So ein hot er jehi Jahr nit gehabt. Er Pressent hot er nit for mich gehabt, der Schuwias, un wie ich ihn gefragt hei, wie er dehte deht, in so e Kridsiden heim zu komme, an so e schöne Feiert-don, do hot er mich gefragt, was dann for en Feiertag war; sein Geburtskaa war doch ersat e paar Woche zurück gewese. Hen Se schon emol so ebbes ge-

hört? Ich sin so mähd gewese, daß ich gegreint hen. Der Johnie hot den Trie fertig geleit un der Phill hot gefragt, for was mir so viel Leits an-günde dehte? Dente Se nur emal, do hot der Feller doch schür mit gewist, daß mer Krähme gehabt hen! Er is dann von den Krids aufgestanne un is nach den Trie gange un befobr, daß ich hen helfe könne, is er hingefalle un der Trie hot an den Flohr gelege. In e Sedend hot der Karpet gebrennt; eins von die Krids hot das Feiertie-padriement erbei geholt un in leh denn no teim is die Anschein dagewe. Mir sin off Kohrs all gleich aus den Parlor fortgelause un bloß der Phillipp is dringebliw. Ei tell juh, der hot awmer e Soht kriegt, die war auteif; wie das Feiertiepadriement durch war, do is der Phill so saumer gewese, als wann er nie nit en Drap Lidet ge-totcht hätt. Das hot ihn gut gedahn un ich duh wische, er deht jedesmal, wann er so e Pid aus sich mache duht, so e Dos triege. Well, entiweg, war unfer Krähme gepuend un es nimmi mich e lange Zeit, bisohr ich widder da driwoer enaus komme. Well entiweg e Merrie Krähme tu juh un beste Kie-gards.

Am Telephon.

Aus dem Französischen von Paul Blo d. Als ich aus dem Klub auf die Straße trat, begleitete mich Herr Marour noch eine kurze Straße Weges. Herr Marour war ein sympathischer älterer Herr, an dem nichts Besonderes zu bemerken schien: außer vielleicht einer stillen, tiefen Schmerzmuth, die über seinem ganzen Wesen lag. Vor der Post blieb ich stehen. „Wollen Sie mich einen Augenblick ermarken? Ich habe nur in die Nachbarschaft zu telefoniren.“ Er suchte zusammen. Ich sah, wie seine Hand sich trampfhaft um den Knopf seines Stodes schloß. Als ich nach einigen Minuten zurückkehrte, stand er noch immer in derselben Stelle; sein Gesicht war blaß, seine Lippen zusammengepreßt. Ich wollte ihn aus seinem offenbar schmerzlichen Nachdenken reißen und begann ein gleichzeitiges Gebräch.

„Dies Telephon ist doch wirklich eine großartige Erfindung. Wenn man an alle die Bequemlichkeiten denkt, die es uns verschafft, möchte man es kaum mehr entbehren. Ja, die Wissenschaft bringt Segen!“ „Meinen Sie?“ sagte Herr Marour bitter. „Ich bin ganz anderer Ansicht. Ich glaube, daß die Wissenschaft uns unsere Unvollkommenheit und Ohnmacht nur noch schmerzlicher empfinden läßt, daß sie viele unserer Leiden verdoppelt. Sie zweifeln? Ich selbst bin ein Beispiel für meine Behauptung. Hören Sie, was ich erlebt habe, und Sie werden mir Recht geben. Ich fieber noch, wenn ich an die Qualen denke, die mir dieser „Segensreich“ Apparat verschafft hat — Qualen, die ich mein Leben lang nicht vergeffen kann.“

Und nun erzählte er die folgende Geschichte: „Ich verbrachte den Herbst in Morande, einem kleinen Besitzthum, das ich in der Umgegend von Marseille gekauft hatte. Bei mir waren meine Frau und mein Junge, mein lieber kleiner Marcel. Untere alte Maad führte uns die Wirthschaft, mein Diener Peter, ein treuer und ergebener Mensch, hielt den Garten in Ordnung und versah zu gleicher Zeit die Pflichten eines Thürhüters. Der brave Junge war glücklich, als er uns begleiten durfte; seine alte Mutter wohnte in Marseille, und wenn er einen halben Tag Urlaub erwischen konnte, ging er nach der Stadt, um ihr Gesellschaft zu leisten. Unser Landaufenthalt war reizend. Die Hunde von dem Hüden, meine beiden Hunde hinter mir, strich ich mit meiner Frau und meinem Kind in der herrlichsten Einsamkeit umher. Nicht einmal wegen meiner Geschäfte brauchte ich mich aus meinem Landhaus zu entfernen; ich hatte mir eine telefonische Verbindung mit dem Centralbureau in Marseille anlegen lassen und konnte jeden Abend von meinem Schlafzimmer aus meine Angelegenheiten in Paris kontrolliren.“

Am Abend meiner Abreise fiel ein leichter Regen. Die Wolken hingen tief, die Bäume und die weite Ebene waren in Dunkel gehüllt. Als der Wagen vordröh, fühlte ich eine unbestimmte Bangigkeit; mir war zu Muthe, als wenn mir ein Unglück bevorstünde. Meine Frau beruhigte mich: „Du bist ja nur zwei Nächte fort. Ranette schläft im Nebenzimmer; Peter hat Deine Flinte und kann von seiner Thorheit aus ganz gut hören, wenn wir ihn rufen. Außerdem werden noch die Hunde, die keinen Fremden in den Garten lassen. Da kann uns doch wirklich nichts passieren!“

Es schien mir, als ob ihre Stimme nicht ganz so sicher klinge wie ihre Worte. Schon wollte ich die Reife aufgeben. Aber meine Frau schien meine Gedanken zu errathen. „Du darfst Dein Geschäft nicht vernachlässigen. Du mußt für unseren Sohn arbeiten; er soll keine Sorgen haben, wenn er ins Leben tritt. Und wir haben ja das Telephon; wir können uns jede Stunde sprechen, wenn es nöthig ist. Nein, wirklich; ich habe keine Angst. Ranette und Peter sind ja bei mir!“ Ich schämte mich, schwächer zu sein als mein Weib, unarmte meine Lieben und reiste ab. Als ich nach schlafloser Nacht in Paris ankam, war mein erster Gang zum Telephon. Sobald der Anschluß hergestellt war, vernahm ich — etwas leise und verschleiert, aber doch deutlich — die Stimme meiner Luise.

„Hallo! Luise! Ist alles in Ordnung? Hast Du keine Furcht gehabt?“ „Ach — nur wenig. Ranette hat sich mehr geängstigt als ich. Wir sind erst gegen Morgen schlafen gegangen, weil... aber es ist ja gar kein Grund zur Sorge vorhanden, Lieber!... weil Ranette Schritte im Garten zu hören glaubte. Die Hunde bellten fürchterlich! Wir öffneten das Fenster und riefen nach Peter. Er kam mit der Flinte, ließ die Hunde los und suchte überall nach, ohne irgend etwas Verdächtiges zu bemerken. Unser Junge hat gar nichts von der ganzen Geschichte gehört. Er schläft wie ein Murmelthier! Horch! Jetzt ruft er! Ich muß zu ihm. Adieu, Lieber; wenn Du Abends eine Viertelstunde Zeit hast, ruf uns noch einmal an.“ Ich war beunruhigt. So schnell als möglich erledigte ich meine Gänge, aber es war doch schon Abend, als ich wieder am Telephon stand. Ich mußte lange klingeln.

„Hallo! Warum liebst Du mich so lange warten, Luise? Hoffentlich ist doch nichts vorgefallen?“ „So gut wie nichts. Nur — Peter mußte nach Marseille. Es war gegen Abend, wir hatten die Jalousien schon heruntergelassen, und Ranette war dabei, für Peter im Vorzimmer ein Bett aufzuschlagen, damit wir uns diese Nacht nicht zu ängstigen brauchen, da kam ein Burische aus der Stadt und brachte Peter die Nachricht, daß seine Mutter schwer krank sei und ihn sehen wolle. Der Mensch lief gleich wieder fort, ohne etwas Genaueres zu sagen. Du kannst Dir denken, wie unglücklich der arme Peter war. Ich habe darauf bestanden, daß er nach der Stadt geht und zu Wagen zurückkommt. Er wollte uns durchaus nicht allein lassen, aber ich konnte doch nicht die Verantwortung übernehmen, ihn zurückzuhalten. Dente nur, wenn die arme Frau stirbt!... Und es ist ja auch nichts zu fürchten. Ich habe alles verschlossen und verriegelt; deshalb ließ ich Dich ein wenig warten. Wie geht's Dir denn? Was machen die Geschäfte?“

„Ach, reden wir nicht von den Geschäften! Du hättest Peter nicht fortlassen sollen! Selbst mit einem Wagen kann er ja kaum vor Elz zurück sein. Ich bin in großer Sorge. So lange ich einen Mann im Hause wüßte, fürchte ich nichts. Aber nun — Zhr Frauen allein! Sind denn wenigstens die Hunde da? Ist das Gewehr geladen?“ „Die Hunde liegen auf der Treppe. Das Gewehr steht im Vorzimmer. Habe nur keine Angst. Hörst Du den Jungen toben? Er will durch's Telephon gute Nacht sagen.“ „Gute Nacht, Papa, gute Nacht! Bring mir was Schönes mit!“ „Gute Nacht, mein Liebling. Gute Nacht, Luise. In einer Stunde bin ich wieder da; ich geh jetzt essen, aber in einer Stunde.“

„Auf Wiedersehen!“ „Als ich von dem Apparat zurücktrat, klopfte mir das Herz. Dieser fremde Burische mit der Nachricht, die den einzigen Mann aus dem Hause entfernte, stößte mir entsetzliche Angst ein. Wenn diese Boischast ein Vorwand war? Mein Weib, mein Kind schußlos in dem einsamen Landhaus zu wissen! Mit fieberhafter Ungeduld fertigte ich meinen Geschäftsfreund ab, der mich mit seinen Vorschlägen und Berechnungen so lange aufhielt. An Offen war natürlich überhaupt nicht zu denken: sobald ich loskam, stürzte ich in die Telephonzelle.“

Ich war schrecklich aufgereg; der Schweiß stand mir auf der Stirn. Als ich das Hörrohr ans Ohr legte, vernahm ich zunächst nichts als ein Brausen und Klirren. Endlich unterließ ich die Stimme meiner Frau. Mein Blut erstarb vor Schrecken; diese Stimme klang matt, abgeängstigt, sie behüte vor Furcht. „Seit einer Stunde bin ich aus Angst beinahe gestorben. Das Gewehr ist fort. Der Mann, der Peter holen kam, muß es gefohlen haben. Peter ist noch nicht zurück... Wenn man ihn mit Absicht enternert, ihn in einen Hinterhalt gelodt hätte! Ich verliere den Kopf... ich kann kaum mehr atmen... Draußen im Garten rastelt es... Mir ist's, als näherten sich schleichen Schritte... Wari!... laß mich laufen!“

„An die Wand gehent, wartete ich... meine Annie bedten...“ „Luise... ich stehe Dich an...“ „Sprich... Was hörst Du...?“ „Die Hunde bellen... sie bellen während. Ich höre, wie sie über den Rasen gegen das Gebüsch jagen... Jetzt sind sie still... Auf einmal still... Ganz still... als ob sie Einer todt geschlagen hätte... Es ist jetzt ganz still... Aber nein! Der Sand des Weges knirscht... Fuhrtritte... Es schleicht Jemand heran...“

„Um Gottes willen, Luise... sprich! Ich werde ja wahnsinnig... Was hörst Du...?“ „Nichts! Die Schritte sind nicht mehr zu hören... Ach!... Es reibt und schabst leise an den Jalousien, als wenn Einer mit einem Messer oder einem Bohrer... Gott, mein Gott!... Die Jalousie ist erbrochen... Eine Scheibe klirrt... Ich hab' Angst! Ich hab' Angst!“

Wie ein Verrückter schrie ich in den Apparat: „Rasch — telephonire nach Marseille. Man soll die Polizei benachrichtigen — man soll Gendarmen...“ „Aber wie denn? Es ist ja nicht möglich! Man käme ja doch zu spät! Und ich kann auch nicht mehr! Ich fühle, wie mir die Sinne vergehn — ich hab' Angst! Angst!“

„Nach! Värm! Schreie! Oder noch besser — verbirg Dich! Spring zum Hinterfenster hinaus und rette Dich. Nimm das Kind! Und rette Dich!“ „Ich kann nicht mehr... ich breche zusammen. Sie steigen die Treppen darauf, die Stufen traden — jetzt sind sie im Korridor... Sie tasten nach der Thür... Sie fühlen an den Wänden... Marce!... Oh mein Gott! Komm! Hilf mir! Zu Hilfe! Zu Hil...“

Zwei scharfe Schläge, ein dumpfer Värm, ein Köcheln, ein wirres Durcheinander... Dann tiefe Stille... Ich fühlte, wie es schwarz vor meinen Augen wurde; an der Wand entlang gleitend sank ich bewußtlos in der Telephonzelle zu Boden.“

Herr Marour schwieg; die Erinnerung an das fürchterliche Erlebnis übermannte ihn. „Ich werde Ihnen die „Gerichtszeitung“ schicken, die alle Details des „Verbrechens von Marende“ enthält. Meine Frau, mein Kind, meine beiden Dienerstossen sind bei diesem Verbrechen ums Leben gekommen. Das ist eine Erinnerung, deren Fürchterlichkeit sich nie verwischt. Aber beinahe noch fürchterbarer als die Erinnerung an den Tod der Unglücklichen ist der Gedanke an die Minuten, die ich vor diesem „Gesicht der Wissenschaft“ zubachte, während Alles, was ich liebte, erschlagen wurde, und während ich nichts, nichts thun konnte, als mein Entsetzen, meine Wuth, meine Ohnmacht in diese gefühllose Maschine hinein zu schreiben.“

Eine Berliner Zeitung erzählt: Die letzte Aufführung von „Wilhelm Tell“ im königlichen Schauspielhaus ruft die Erinnerung an einen der besten Tell-Darsteller wach, der allerdings nur noch den älteren Theaterbesuchern erinnerlich sein dürfte, aber mit der Geschichte unferes Schauspielhauses für alle Zeiten eng verknüpft bleibt: Hermann Hendrichs. Was war er für ein mactiger Tell, wie kam sein wohl-lautendes Organ, seine kraftvolle männliche Erscheinung da zur Geltung und welche Stürme von Enthusiasmus hat er entseffelt! Einmal galt er in Leipzig als Tell. Den Gehler spielte Wilhelm Kläger, ein genialer Charakterdarsteller, der aber zu seinem Unglück den Becher zu sehr liebte und so im Glend starb. Von jener Tell-Vorstellung in Leipzig hatte Kläger im Kreise lustiger Studenten eine schwere Sitzung in Auerbachs Keller. Man geht vom Frühstücken bis zur Theaterzeit und hätte am liebsten die Vorstellung geschwänzt. Da versprach Kläger den lustigen Muffensöhnen, den „Tell“ früher zu schließen — um nachher die Anekdote fortzusetzen. „Tell“ früher schließen! — so lachte man — „unmöglich!“ Doch Kläger erwiderte: Zhr werdet schon sehen, kommt nur alle in's Theater. Das Haus vor ausverkauf. Hendrichs erntete Applaus über Applaus. Da kam die große Schlußszene und Gehler stellt die Frage: „Wozu den zweiten Pfeil?“

Tell-Hendrichs erwidert mit dem ganzen Aufgehob seiner Aunft: „...Mit diesem zweiten Pfeil durchschieß ich ich — euch, wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.“ Ein stürmischer Applaus folgt, Gehler macht eine große Kunstpause, dann entgegnet er: „Dran hättet eigentlich Du recht gethan. Hör Tell, nimm Deinen Buben, lehre beim, Sei unwezig und grüße mir Dein Weib!“ Schluß-Tableau! — Hendrichs starrt Kläger an. Das Publikum ist ein Moment sprachlos vor Staunen, dann bricht der Standal los — Lachen, Pfeifen, Zischen. Der Direktor rauff sich die Haare vor Verzweiflung, aber „Tell“ ist nach der Antwort des Gehler doch aus — und man läßt rathlos den Vorhang fallen. Die hohe Theaterstrafe zahlten Klägers Freunde.

Die junge Frau Depew scheint mit dem Namen auch die Redefertigkeit des Senators angenommen zu haben. Wenigstens meldet uns der Telegraph, daß sie unvorbereitet wie sie sich hatte, in einer niedlichen kleinen Rede auf „parleh wuß frangsch“ den Blumen-mädchen von Nizza ihre freudige Begrüßung über zwei Kissen-Bouquets ausgeprochen hat, die diese ihr in feierlichem Aufzuge überreichten. Daß der Senator die Bouquets und die Donation mit theurem Gelde — aber da hätten wir beinahe was verrathen, das Recept für Dationen nämlich, dem so manche Größe die Zeugnisse für ihre Beliebtheit verdankt.

Verbild.



Wo ist der Gefängnißwärter?

Vermischtes.

Deutschlands neuer Militäretat übertrifft den vorjährigen um rund 80 Millionen Mark. In fortbauenden Ausgaben werden 8,106,726 Mark mehr, an einmaligen Ausgaben im ordentlichen Etat 61,815,470 Mark mehr, an einmaligen Ausgaben im außerordentlichen Etat 5,852,050 Mt. mehr gefordert.

Die Bevölkerung der dänischen Inseln ist gegen den Verkauf an die Ber. Staaten; sie will bei Dänemark bleiben. Da ist im Laufe eines Menschenalters ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten. Als seinerzeit der Verkauf der Inseln durch die Ber. Staaten so gut wie beschlossene Sache war, ver aber durch das entscheidende Auftreten von Charles Sumner vereitelt wurde, hatte die Bevölkerung der Inseln sich fast einstimmig für den Anschluß ausgesprochen. Die Aenderung gehört vielleicht auch zu den Folgen des spanisch-amerikanischen Krieges.

Von einem Geheimerath gegen das Duell im österreichisch-ungarischen Heere berichtet „Danzers Arme-Zeitung“ in Wien. Wie das Blatt mittheilt, wurde vor Kurzem an sämtliche Offiziere ein reiserbarer Erlass herausgegeben, welcher die Einschränkung der Duelle im Heere bezweckt. Bei Ehrenangelegenheiten zwischen Offizieren darf, dem Erlass zufolge, keine Forderung ertgehen, bevor nicht dem Regimentstommando Meldung erstattet wurde; die vorgelegte Behörde hat nunmehr erst zu entscheiden und kann, zum Beispiel bei thätlicher Beleidigung, den Beleidigten in gerichtliche Untersuchung ziehen.

Aus Brasilien kommende Nachrichten von einer dort immer mehr um sich greifenden Bewegung zugunsten der Monarchie sind keineswegs überraschend. Das Experiment, welches das Land vor 12 Jahren mit Einführung der Republik unternahm, hat sich durchaus nicht als glänzender Erfolg erwiesen, und sehr viele Brasilianer sind seit dem Sturze des Kaiserreichs im Jahre 1889 zu der Ueberzeugung gekommen, daß diese Monarchie, wenn man vom Namen absehen will, viel mehr wirklichen Republikanismus in sich barg, als die Regierungsform, die unter dem Namen Republik an ihre Stelle gesetzt wurde.

Augenscheinlich rechnet die englische Regierung nicht auf baldige Niederwerfung des Widerstandes in Südafrika. Englische Agenten sind in allen Welttheilen um weitere Verwollständigung des Kriegsmaterials und Herbeischaffung von Zugthieren bemüht. So meldet die Times aus New York: „Acht britische Transportdampfer sollen so schnell wie möglich mit Pferden und Maultseln beladen werden. Britische Bevollmächtigte durchreisen den Westen und machen die größten Anstrengungen, um noch mehr Pferde aufzubringen.“ Daß in Rußland, Oesterreich - Ungarn und Australien große Aufläufe ähnlicher Art bis in die jüngste Zeit hinein stattgefunden haben, ist wiederholt gemeldet worden.

Im Jahresbericht des Gewerks der Stadt Offenbach a. M. für das abgelaufene Fiskal - Jahr findet sich der bemerkenswerthe Passus, daß trotz Einführung der Achtstundenschicht bei den Feuerleuten, die seiner Zeit auf Antrag der Direction geschah unter Beobachtung der für die frühere Zwölfstundenschicht gezahlten Löhne, die Gaserzeugungskosten pro 1000 Kubikmeter sich nicht erhöht, sondern gegen das Vorjahr noch vermindert haben. Es liegt dies, wie der Bericht

hervorhebt, insbesondere an den durch den günstigen Stand der Industrie im abgelaufenen Geschäftsjahre erzielten höheren Preisen für die Nebenprodukte, zum großen Theil aber auch daran, daß relativ die Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes gegen das Vorjahr gestiegen ist.

In der Generaldebatte über das französische Budget legte der Abgeordnete Legrand dar, daß die Zahl der Staatsbeamten in fünfzig Jahren von rund 188,000 auf 416,000 angewachsen sei. Rechnet man noch die Beamten der Departements und Gemeinden hinzu, so habe man einen Beamten auf 20 Wähler. Vor 50 Jahren hätten die Beamten 255 Millionen Francs jährlich gekostet; jetzt kosteten sie 620 Millionen. Der französische Steuerpflichtige zahlte 96 Francs pro Kopf, der Engländer 88 Francs, der Deutsche 59 Francs. Die Gemeindefürsorge hat bereits vier Milliarden erreicht, die des Staates 33 Milliarden, woraus sich ergäbe, daß auf jeden Franzosen bei seiner Geburt eine Schuld von 1000 Francs lafte.

Der englische Schriftsteller Canon Scott Holland plaidirt in einer amüsanten Abhandlung dafür, den atmosphärischen John Bull, wie er sich noch immer in den „Bund“ - Carraturen und anderen Witzblättern findet, durch eine neue Figur zu ersetzen. John Bull sei nicht mehr der lebähige, harte englische Farmer, auf dessen Antlitz sich Wohlstand und Zufriedenheit wieder spiegeln. Der südafrikanische Krieg habe John Bull mehrwürdiger alteren lassen, sein Gang sei schwerfällig geworden, und statt des wohlbeleibten freundlichen Herrn gewahre man einen alternden, mürrischen, maereten Greis. Auch die wattierten Röde und Beinkleider, die man John Bull heute zur Ausstattung anhängt, täuschten über seine körperlichen Gebrechen nicht weg. Nun, wenn das ein Engländer selbst sagt, so darf man ihm schon glauben.

Die bedeutende Ertragsfähigkeit des Bodens auf den deutschen Südtsee-Inseln bespricht eine interessante deutsche Correspondenz aus Brisbane, Australien. Es heißt darin: Die Kräfte, welche über das ehedem durch eine lange Dürre schwer heimgeführte Queensland (Australien) herindrehen wird, bringt auch Hunderten von deutschen Landwirthe-Familien schwere Verluste, und die Frage entsteht, ob sie für ihre Kenntnisse, Kräfte und Capitalien nicht anderweit bessere Aus-sichten finden können. In langjähriger Thätigkeit haben sie Erfahrungen gesammelt, die sie ausnützen können, wo tropische Arbeiter leicht und billig zu haben sind; auf den deutschen Südtsee-Inseln, wenige Tagesreisen von Queensland entfernt. Die Carolinen haben reichen Boden und gesundes Klima; dort ist in den lehten 14 Jahren eine große Arbeit geleistet worden, Versuchstationen haben bewiesen, daß werthvolle Tabakarten dort gedeihen, die in Europa mit durchschnittlich 7. in einzelnen Fällen mit 16 Mark das Pfund bezahlt werden. Die Seeland - Baumwollweir: gute Erträge ab, der Kaffee macht sich bezahlt, und die Cocospalme gedeiht nirgends besser als dort. Die deutsche Reichsregierung hat dafür geforgt, daß tüchtige Arbeitskräfte angeworben werden können, während die eigenen Gebiete Australiens für andere Nationen geschlossen sind. Durch Angliederung der Inselgruppen an das Viniennetz des Norddeutschen Londs ist für Verbindung und Abfah gesorgt. Jetzt, nach langer Vorarbeit, erklärt sich der Gouverneur in der Lage, Anseher, die Mittel und Erfahrungen mitbringen, aufzunehmen. Wenn Australien die Thorheit begeht, seinen tropischen Aderbau zu vernichten, so ist damit nicht gefagt, daß die deutschen Landwirthe, das „werthvolle Kulturrelement“, das gewiß über sich ergehen lassen werden.“